



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1929

10 (1929)

Caritasblüten

Nr. 10

Oktober

1929



Et beata, quae credidisti, quoniam perfidetur
Et tuam ipsius animam pertransibit gladius, ut
Quae est ista, quae accendit sicut aurora coenae

ea, quae dicta sunt tibi a Domino. Luc. LXXXV.
revelanter exultis cordibus cogitatione. Luc. 2, 26
quae pulchra uelut electa ut sol. Cant. VI. IX.

Der Rosenkranz-Königin!

Ave ruft so lieblich nieder
Von dem Turm des Glückleins Mund,
Ave hallt es mächtig wider
Auf dem weiten Erdencrund.

Himmelsmutter, gut von Herzen,
Die der Erde Leid verlüßt,
Die du linderst alle Schmerzen,
O Maria, sei begrüßt.

Ave! Ave! Ave!

Von des Chores mächt'gem Schallen
Wird das Himmelsecho wach,
In den weiten Gotteshallen
Klingt es wider tausendfach.
Wie die Mutter Kinder preisen,
Sünder ihre Helferin,
Grüßen froh mit Himmelweisen
Engel ihre Königin.
Ave! Ave! Ave!

Auch mein Ave nicht verachte,
Mutter der Barmherzigkeit.
Gute Mutter, o betrachte
Als dein Kind mich allezeit.
Gnäd'ger Gott, o laß mich weinen
An des Kreuzes heil'gem Fuß,
Laß mit Engeln einst mich einen
Ewig meines Herzens Gruß.
Ave! Ave! Ave!

3

Die erste Einkleidung der schwarzen Schwestern im Convent Assisi

Eine unserer Postulantinnen, die sich auf den Empfang des Ordenskleides vorbereitete, war schon längere Zeit lungenleidend. Sie war jedoch selten zu Bett. In letzter Zeit nahmen ihre Kräfte zusehends ab; sie hielt sich aber tapfer und aufrecht; sehnte sie sich doch sehr nach dem heiligen Kleide. Als ich ihr das Maß für dasselbe nahm, freute sie sich sehr. — Gott aber hatte für sie andere Absichten. Es waren noch 14 Tage bis zum Feste. Da rief uns Mutter Amiliana am Morgen früh, wir möchten doch einmal schauen, unsere liebe Aurelia sähe heute so eigenartig aus, sie könnte nicht aufstehen. Als wir ins Zimmer kamen, grüßte sie uns so freundlich und reichte uns die Hand. Ich fragte: „Nun, Aurelia, was machst Du denn?“ Da sagte sie: „O, ich bin sehr krank, habe keine Kraft mehr!“ Unsere Mutter sprach dann noch mit ihr von der Einkleidung, aber wenn der liebe Gott sie jetzt wollte heimholen, solle sie ihm das Opfer gerne bringen. Schwester Magdalena machte ihr dann noch das Bett zurecht. Ihre Kräfte nahmen immer mehr ab, und sie schaute uns alle mit so großen Augen an. — Leider konnten wir keinen Priester rufen, weil der Missionar tags zuvor abgerufen wurde. Doch hatte Gott sei Dank die liebe Kranke noch vor seiner Abreise die Gnade der heiligen Beichte gehabt. Wir alle konnten gar nicht glauben, daß wirklich ihre Sterbestunde da wäre. Doch es war in Zeit von 10 Minuten Wirklichkeit geworden. Der Todesengel hatte schnell die kleine Blume gepflückt. Mutter Amiliana holte das Sterbekreuz und betete mit ihr. Ganz ruhig und ohne Todeskampf ist sie eingeschlafen. So knieten wir nun bei der Leiche, tief erschüttert über den schnellen Todesfall. Unsere liebe Mutter sagte: „So einen schnellen Tod habe ich in den langen Jahren

meiner Tätigkeit bei den Eingeborenen noch nicht erlebt.“ — Daß dieser Fall auf die Bräutchen, die so nahe vor der Einkleidung standen, einen tiefen Eindruck machte, läßt sich gut denken.

Das war eine traurige Einleitung zu dem bevorstehenden Festtage, und doch hoffen wir, in der lieben Verstorbenen eine gute Fürsprecherin für unser junges Noviziat zu haben.

Der schöne Festtag kam nun immer näher. Ja, da hieß es tüchtig arbeiten in dem kleinen Assisi. Wir wollten die Bräutchen mit allem überraschen. Mit Freuden schauten wir darum dem schönen Tag entgegen, schätzten uns glücklich, für den lieben Heiland und seine neuen Bräutchen arbeiten und opfern zu dürfen. Aus meiner lieben Heimat hatten die Marienkinder zu unserer größten Freude Schleier und Kränzchen geschickt. — Nun waren es nur mehr acht Tage bis zum Feste, und es begannen für die Postulantinnen die heiligen Exerzitien. O, hätten alle lieben Leserinnen einmal sehen können, mit welcher Freude und mit welchem Eifer sie an den heiligen Übungen teilnahmen. Alles war in diesen Tagen so still und feierlich in dem kleinen Assisi. Wie fühlten wir uns da froh und reich, entschädigt für manche Entbehrungen der vergangenen Zeit. Nun hieß es, unserm armen „Assisi-Klösterlein“ ein Festtagskleid anziehen, damit es sich nicht zu schämen brauchte. Am Eingang zum Konvent brachten wir einen Triumphbogen an mit der Inschrift: „Hochpreiset meine Seele den Herrn!“, über dem Eingang der Kapelle die Inschrift: „Mit ewiger Liebe liebt ich Dich!“ und über der Türe des Hauses, wo die Bräutchen abgeholt wurden: „Komme, Braut Christi!“ O, die großen Augen der schwarzen Schwestern hätten sie einmal sehen müssen, als wir anfangen zu zieren. Unser armes Missionskirchlein, das nur Bretterwände hat, war zu einem Schmuckkästchen geworden. Unsere Mutter Amiliana wußte das Wenige, das uns zum Schmücken zur Verfügung stand, so nett anzubringen. — So stand alles im schönsten Festschmuck.

Fünf Priester, darunter auch Se. Bischöfliche Gnaden und hochwürdiger Herr Pater General, welche die Einkleidung vornahmen, kamen zwei Tage vor dem Feste.

Endlich war nun der langersehnte 8. Dezember gekommen, und unser kleines Glöckchen läutete den schönen Festtag ein. Wir standen am Morgen schon sehr früh auf, hatten wir doch das große Glück, mehreren heiligen Messen beiwohnen zu können. Nach denselben halfen wir unsere Bräutchen ankleiden und schmücken. Nun werden Sie sicher neugierig sein, was für ein Brautkleid sie trugen. — Ja, da hieß es im armen Assisi lange überlegen, weil die Kinder fast alle keine ordentlichen Kleider hatten. So kamen wir auf den guten Einfall,

ein Kleid zu machen, das sie nachher als zweiten Habit tragen können. — So standen sie bald alle fertig da im weißen Kleide. Nun holten wir Schleier und Kränzchen, welche sie dann alle kniend aus der Hand unserer Mutter empfangen. Es war jetzt nur ein Schluchzen zu hören, alle waren so überrascht und tief gerührt, und auch wir konnten die Tränen nicht zurückhalten. Alle standen so andächtig und gesammelt in ihren weißen Schleier eingehüllt. Wenn man nicht die schwarzen Gesichtchen gesehen hätte, hätte man meinen können, man wäre im lieben Mutterhaus. Unter diesen Bräutchen waren fünf, die unsere liebe Mutter Amiliana als kleine Kinder zur heiligen Taufe, zur ersten heiligen Beichte und heiligen Kommunion vorbereitet hatte, und nun hatte sie auch noch das Glück, sie als Bräutchen dem lieben Heiland zuzuführen. Wir holten dann die beiden Kandidatinnen, welche als die Brautführerinnen die Bräutchen mit brennenden Lampen, die wir selbst aus Pappdeckel geschnitzt, bunt ausgemalt und mit Ranken verziert hatten, zum Altare hinführten. Zur Feier hatten sich sehr viele Leute, auch Heiden, eingefunden, und nun wußten wir nicht, wie sie alle einen Platz in dem kleinen Kirchlein finden sollten. Es wurde hin und her überlegt, und so fanden wir keinen andern Rat, als die heiligen Ceremonien der Einkleidung am Portal der Kirche vorzunehmen, von wo aus die Leute ziemlich gut sehen konnten.

Hochw. Pater General, von einem Priester begleitet, holte die Bräutchen ab. Der hochwürdige Herr sagte scherzend, wir sollten alle Glocken läuten lassen, die da wären. Leider hatten wir aber nur eine einzige kleine.

Rechts und links am Wege hatten sich die Leute aufgestellt und harrten sehnsüchtig der Dinge, die da kommen sollten. Als die Bräutchen nun in Prozession vorbeizogen, wischten sich fast alle die Augen, denn so etwas hatte das arme Heidenvolk noch nicht gesehen. An der Kirche angekommen, nahm Se. Bischöflichen Gnaden die Bräutchen in Empfang und erteilte ihnen den heiligen Segen. Dann sangen sie das „Veni Creator“; nach demselben hielt hochw. Pater General die Festpredigt. Dann begannen die Ceremonien der heiligen Einkleidung. Die Bräutchen antworteten zunächst auf die üblichen Fragen, dann wurde ihnen in Kreuzform das Haar abgeschnitten. Das heilige Kleid, Hülle, Schleier, Zingulum, wurde ihnen am Altare angelegt; dann empfangen sie die heilige Regel, das Offiziumbuch und eine brennende Kerze. Bei Überreichung der einzelnen Teile sprach der hochwürdigste Herr die Gebete in Latein und hochw. Pater General wiederholte sie in der Eingeborenen Sprache, damit alle Leute sie gut verstehen konnten. Als die ersten Schwestern angezogen waren, schauten alle mit großer Verwunderung auf die jungen Schwestern. Nach der Einkleidung war das

Hochamt, in welchem die neuen Schwestern die heilige Kommunion empfangen. Während der heiligen Messe durften die Bräutchen die brennenden Kerzen behalten. — Auf einmal kam ein unliebsamer Zwischenfall. Ein Schleier fing an zu brennen. Doch unsere Mutter war in der Nähe und konnte gleich abhelfen. Eine der Bräutchen meinte nachher treuherzig: „Bei diesem Schwesterchen ist ganz sicher die Liebe, die sie im Herzen trug, nach außen gedrungen.“ — Nach dem Hochamt war heiliger Segen mit Tedeum. — Am Ende der



Unsere eingeborenen Kandidatinnen.

Feier zogen die Bräutchen in Prozession, begleitet von den hochwürdigen Herren, in den Konvent zurück. — Nun gab es eine freudige Begrüßung und Unterhaltung. Unsere neuen Schwestern konnten keine Worte finden. Ihre Augen leuchteten vor Glück und Freude. „O,“ sagten sie, „der Tag ist zu groß für uns, das Herz strömt über vor Freude!“ Innig dankten sie uns weisen Schwestern für alles, was wir zu ihrem Glücke beigetragen hätten.

Gebe Gott, daß diese Schwestern einmal recht viel zur Ehre Gottes durch die Bekehrung ihres eignen Volkes beizutragen vermöchten.

Schwester Aquina.

Eine eigenartige Heilung eines Knaben

Aus Natal, Süd-Afrika

Es war am 8. Februar 1926 während des Mittagsmahles, da lautes Wimmern und Klagen hörbar wurde. Schwester Oberin und die beiden Krankenschwestern wurden sogleich gerufen. Niemand konnte sofort sagen, was denn eigentlich geschehen sei, doch die Tränen in den Augen und die wehmütigen Gesichter der Anwesenden verrieten, daß ein Unfall vorliege. Ein Mädchen trug ein siebenjähriges Bübchen auf dem Rücken; schon glaubte ich, es sei tot, doch nein, es lebte noch. Das Köpfchen war ganz in einen Notverband gehüllt. Schnell öffnete ich denselben, welcher ein schauerlicher Anblick. Der eine Kiefer lag bloß, von einem Auge quer durch die Nasenspitze bis zur einen Mundecke war alles durchschnitten. Und wie war das wohl gekommen? Der kleine Eustach, ein echter Naseweis, hatte sein Köpfchen zu weit aus dem Aufzuge gesteckt; wahrscheinlich hatte er das Verbot des Bruders überhört, und hätte der Aufzug nicht haltgemacht, so wäre der ganze Kopf hinweggerissen worden. Ohne weitere Untersuchung sahen wir, daß hier ohne ärztliche Hilfe nichts zu tun sei, schickten deshalb sogleich nach Tropo, und innerhalb 2 Stunden war der Arzt da. Leider erklärte dieser, daß er allein nichts ausrichten könne, man möge den Verunglückten in eine Klinik bringen lassen, bemerkte aber sogleich, in jedem Falle werde der Knabe durch die Erschütterung des Transportes infolge des großen Blutverlustes auf dem Wege erliegen. Also verordnete er noch eine Morphiumspritze mit dem Bemerkten, daß Eustach die folgende Nacht wohl von seinen Schmerzen befreit werden würde. „Warum dann den Verunglückten noch fortbringen, sterben kann er auch hier“, dachten wir, „zumal er gar schon diese Nacht, wie der Doktor meinte, nicht mehr überleben würde.“ Eilends wurde er etwas auf die heilige Beichte vorbereitet, es war seine erste und, wie es schien, auch seine letzte. Doch nein, Eustach schlief einige Stunden, und stand zu meinem größten Erstaunen von seinem Bette auf, um Wasser zu trinken, was allerdings unmöglich war, denn die ersten Tage mußte er künstlich ernährt werden. Am folgenden Tag gab er uns durch Zeichen und Stammeln zu verstehen, denn sprechen konnte er nicht, daß er in die Kirche gebracht werden möchte. Diese Bitte mußte ihm abgeschlagen werden, aber Eustach wiederholte den nächsten Tag sein Bittgesuch, und so durfte ich ihn zur Kapelle tragen. O, nie werde ich den Augenblick vergessen, wie Eustach mit hochgehobenen Händchen betete; hätte ich doch hören können, was er dem lieben Heiland sagte. Doch das sollten wir bald erfahren. Als er abends von einer Schwester gefragt wurde, was er in der

Kirche gebetet hätte, gab er zu verstehen, er habe gebetet, um zu sterben. Aber weder sein Gebet noch dasjenige seiner Mutter und Geschwister, noch das meinige, wurde erhört. Menschlicherweise glaubten wir ja alle, es sei besser für Eustach, daß er sterbe, als entstellt auf der Welt herumzugehen. Gottes Wege sind nicht die unsrigen. Nach fünf Tagen kam der Mariannhiller Missionsarzt und meinte, daß nach etlichen Wochen eine Operation möglich sei. Doch es waren für den kleinen Patienten fünf lange Wochen, denn da der Mund auf dem Kinn lag, konnte er ihn nicht gebrauchen. Nach einigen Tagen künstlicher Ernährung zeigte sich eine Öffnung am Oberkiefer, durch welche man ihn mit der Spritze und später mit einem Teelöffel ernähren konnte. Und wie ertrug nun der kleine Eustach seinen armseligen schmerzlichen Zustand? Alle Schwestern, die ihn besuchten, oder nachts bei ihm wachten, spendeten ihm das Lob eines lieben Dulders. Keine Klagen, kein Weinen, nur beim Ausspritzen der Wunde stand hie und da eine Träne in seinen Augen. Wenn er gegen Ende der vierten Woche wohl einmal zu wimmern beginnen wollte, war er sogleich ruhig. Wenn ich ihm den lieben Heiland am Kreuze zeigte, ihn fragend, ob er denn nicht seinem lieben Jesus nachfolgen wollte, nickte er mit dem Köpfchen. Und Eustach ist dem göttlichen Dulder wirklich gefolgt. Am 15. März wurde er operiert. Eustach blieb zwar sehr entstellt, weil der vordere Oberkiefer und das Nasenbein nicht ersetzt werden konnten. Seine Geduld sollte aber bald belohnt werden. Herr Dr. Bromer, der einige Wochen hier weilte, besuchte ihn fast täglich, und nach der Operation bereitete er ihn auf den Empfang der ersten heiligen Kommunion vor; und so durfte er Ostern den lieben Heiland, dem er wirklich in seinem Leiden gefolgt war, zum ersten Male empfangen. Wenige Wochen später, und Eustach muß zum zweitenmal auf den Operationstisch, damit die Nase, welche nicht zusammenwachsen wollte, wieder genäht wurde. Dann wurde er etwas besser. Seine Mutter war jedoch ganz zufrieden und meinte, es läge schon in der Familie und Verwandtschaft, daß manche eine platte Nase hätten. O Einfalt! Würden doch alle Mütter so leicht zufrieden und ergeben sein. Eustach blieb dann noch einige Wochen hier, dann ging er nach Hause und besuchte unsere Schule. Gebe Gott, daß er ein braver und geduldiger Mensch bleibe sein Leben lang.



Unsere Schwarzen

(Morogoro, Ost-Afrika)

I. Wie sie arbeiten.

Wenn wir Menschen mit allem so reich gesegnet wären, als mit Arbeit, Mühe und Sorgen, dann wäre es wohl schön auf der Welt und die Zahl derer, die immer hienieden bleiben möchten, wäre noch größer. Der liebe Gott hat aber nach dem Sündenfall gesprochen: „In Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, und an einer anderen Stelle lesen wir: „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen.“ So lastet denn das Gesetz der Arbeit unerbittlich auf der Menschheit, und es gibt nur sehr wenige, auf die das Märchen vom Schlaraffenland noch Anwendung findet. Überall heißt es: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“

Auch hier in Afrikas Steppen und Wäldern müssen sich die Leute dem Gesetze der Arbeit fügen. Zwar lastet es nicht so schwer auf ihnen wie auf den Bewohnern der andern Welt, und die Sorge ums tägliche Brot preßt den Neger trotz der sengenden Tropenhitze weit weniger Schweißtropfen aus, als den vielbeschäftigten Europäern. Es mag dies befremdend erscheinen und doch ist es so. Sie haben so ihre Grundsätze, von denen sie sich nicht leicht abbringen lassen. Einer derselben lautet: „Die Beschäftigung ist gut, sie verschönert die Öde der gähnenden Stunden, aber sei auf der Hut, daß sie nicht in Arbeit entarte.“ Nach diesem Grundsatz wissen sie sich zu richten und selten werden sie demselben untreu. Ihre Anspruchslosigkeit in Nahrung, Kleidung usw. ermöglicht ihnen ein viel sorgenloseres Leben, so daß man oft bei sich denken möchte: „Die Neger haben es besser als die Europäer.“ Es fliegen ihnen aber trotzdem keine gebratenen Tauben in den Mund, und wenn einmal die Zeit des Pflanzens gekommen ist, erinnern sie sich alle des Sprichwortes: „Wer zur Regenzeit zu faul ist, Mais und Mtama zu pflanzen, der mag das Jahr hindurch statt Maisbrei (ihr Leibgericht) Blätter und Wurzeln essen.“

So sieht sich denn der Neger vor Anbruch der Regenzeit zuerst einmal nach einem Grundstück um. Im Innern ist das sehr einfach. Überall, wohin er geht, ist er frei in der Wahl; in der Nähe von europäischen Farmen macht es etwas mehr Schwierigkeit. Doch er findet immer so viel, als er braucht; denn groß muß das Feld nicht sein, wenn es nur Getreide genug aufbringt bis zur nächsten Ernte. Pacht braucht er gewöhnlich keine zu bezahlen, höchstens ein Huhn und etliche Eier an den Dorfhauptling. Mitten in das Grundstück steckt er einen Stock, zum Zeichen, daß es beschlagnahmt ist. Nun gibt

es einige Tage harter Arbeit für ihn, um das Gelände von Bäumen, Gestrüpp und dem 2—3 Meter hohen Steppengras zu reinigen. Mit dem Buschmesser wird alles niedergehauen und sobald Regen in Aussicht ist, zündet er ein lustiges Feuerchen an, das mit allem Brennbarern schnell und gründlich aufräumt. Nun, so werdet ihr denken, wird der Pflug geholt. „Hatta kidogo“, sagt der Neger. Warum sich nutzlos abmühen? Die Asche und der Regen präparieren den Boden vorzüglich. Er wartet ruhig das Ende der Regenzeit ab, dann ist der Augenblick der Aussaat gekommen. Sobald die Sonne wieder durch die Wolken schaut, macht sich der schwarze Bauer



Beim Dreschen des Getreides

mit einem Stock bewaffnet auf den Weg. Ihm folgt die Frau, die in einem Körbchen auf dem Kopfe das Saatkorn trägt. Auf dem Felde angekommen, stößt der Schwarze mit seinem Stock in bestimmten Abständen in die aufgeweichte Erde; die Frau streut etliche Körner hinein und scharrt mit dem Fuß die Löcher zu. Im feuchtwarmen Erdboden beginnt die Saat sofort zu quellen und zu sprossen. Der Neger könnte sich nun eine gute Ernte versprechen und ruhig die Hände in den Schoß legen, wenn die Perlhühner, die Affen, die Vögel und Wildschweine nicht wären. Gegen all diese Feinde nun hat er der Reihe nach sein Feld zu verteidigen, und zwar vom Tage der

Aussaat bis zum Tage der Ernte, vom Morgen bis zum Abend, bei Tage wie bei Nacht.

Die Perlhühner, diese ungebetenen Gäste, haben mit Freude und in der Hoffnung, einmal eine Abwechslung in ihren Speisezettel zu bekommen, dem Pflanzen zugeschaut. Sobald die Luft rein ist, beginnen sie ihr Werk und scharren die Körner wieder aus dem Boden, um sie sich trefflich munden zu lassen, bis der Neger mit Steinen und Prügeln sie vertreibt. Nach einigen Tagen jedoch kommen die Hälmdchen aus der Erde und für die Perlhühner ist nichts mehr zu holen.

Doch, da tauchen neue Feinde auf. Ganze Rudel kleiner Affen, die sogenannten Meerkaizen, finden in den halbverwesten Körnern einen Leckerbissen. Sie ziehen Hälmdchen um Hälmdchen aus der Erde, beißen das Korn ab und werfen den Rest fort. Da hat der Neger nun seine liebe Not, um diese Diebe zu verscheuchen, denn was es heißt „Affen verjagen“, das muß man mitgemacht haben, um es zu verstehen. Sagt man die Plaggeister an einem Ende des Feldes, so ist bereits am andern Ende ein neues Rudel an der Arbeit, und bis man diesem zu Leibe rückt, kehren die ersten zur Mahlzeit zurück. So treiben sie mehrere Tage mit dem armen Neger ihr neckisches Spiel, bis das Saatkorn völlig verfault ist, und für sie keine Anziehungskraft mehr hat.

Das Saatkorn entfaltet sich zu immer schöneren Halmen, die im Tropenklima außerordentlich schnell in die Höhe schießen; doch leider wächst nicht das Korn allein, sondern auch das Unkraut, besonders das Steppengras. Appig schießt es in die Höhe und droht die Frucht unter sich zu ersticken. Wohl oder übel muß der Neger zur Hacke greifen, sonst ist es um sein Korn geschehen. Das tut er nun auch und haut das Gras nieder; aber eine Wurzel zu entfernen findet er nicht für nötig. Bis das Gras aufs neue sproßt, kann es die Frucht nicht mehr überholen, und wenn auch der Ertrag des Feldes kein so reichlicher ist durch diese Nachlässigkeit, so verursacht ihm das keine Skrupel. Wenn's nur reicht bis zur nächsten Ernte. Mit Überfluß käme er nur in Verlegenheit, da er nichts hätte, um ihn unterzubringen.

Wenn der Mtama (das einheimische Korn) eine Höhe von 4—5 Meter erreicht hat, beginnt er zu blühen und Frucht anzusetzen. Darauf hatten nun die Vögel schon lange gespitzt. In ganzen Scharen kommen sie aus den umliegenden Wäldern, wiegen sich auf den langen Stengeln und lassen es sich schmecken. Wohl wissend, daß die gefräßigen Spazen, in ihren gelben, roten und blauen Röckchen nicht viel übrig lassen, wenn er nicht flink bei der Hand ist, baut sich der Neger auf vier langen Pfählen und in einem hohen Baum einen Sitz, von wo aus er sein Feld übersehen kann. Mit der Schleuder in der

Hand, unter lautem Schreien und Lärmen hält er so von Tagesanbruch bis in die Nacht Wache, bis das Korn anfängt hart zu werden, und die Vögel ihre Raubzüge einstellen. Den Maisfeldern schaden zu dieser Zeit die Wildschweine am meisten, die es auf die saftigen Kolben abgesehen haben. Nachts kommen sie in die Felder, stemmen sich gegen die Maisstauden, treten sie nieder und verzehren die Kolben. Doch auch die Hundsaffen sind große Freunde des frischen Mais. Würden diese häßlichen Tiere nur so viel nehmen, als ihnen zur Nahrung dient, so ließe man es sich noch gefallen; doch sie brechen Kolben um Kolben ab, probieren, ob er schmeckt, und falls sie ihn nicht nach Wunsch finden, wird er fortgeworfen und es werden neue gebrochen. 6—7 Kolben nimmt dann noch jeder im Arm mit ins Affenquartier.

So rückt dann endlich die schöne Zeit heran, wo alles hinauszieht zur Ernte. Wagen, Karren oder dergl. kennt man hier nicht. Die Frucht wird im Feld abgeschnitten, in Körbchen gepackt und auf dem Kopf heimgetragen. Stengel und Stroh bleiben auf dem Felde und dienen als Dünger fürs nächste Jahr.

II. Was sie essen.

Wenn auch die Negerin einer europäischen Frau weit, weit nachsteht, eines jedoch hat sie ihren weißen Schwestern voraus. Während diese sich täglich mit der großen, oft schwierigen Frage zu beschäftigen haben: „Was soll ich kochen?“, kennt sie den Küchenzettel für das ganze Jahr auswendig, denn die Speisekarte lautet vom 1. Januar bis 31. Dezember: Ugali und mboga (Mais- oder Mtamabrei und Bohnen oder grüne Blätter) und mboga und Ugali.

Für gewöhnlich essen die Neger nur einmal am Tage, und zwar am Abend. Sobald der feurige Sonnenball anfängt, sich zu neigen, geht die Negerfrau vom Felde heim nach Hause. Unterwegs rafft sie schon Reisig und Holzstücke auf und es dauert nicht lange, da flackert in oder vor der Hütte zwischen drei Kieselsteinen ein lustiges Feuerchen. Ein selbstgemachter irdener Kochtopf wird mit Wasser gefüllt und aufs Feuer gebracht. Sobald das Wasser kocht, schüttet sie das Mais- oder Mtamamehl, kurzweg „Unga“ genannt, hinein und rührt es mittels eines Stockes zu einem festen steifen Brei. In einem kleinen Töpfchen kocht unterdessen das „Kitoweo“, die Zuspense, wie man das Gemüse nennt. Zucker, Muskat, Nelken und sonstige Gewürze machen der Köchin hier keine Sorgen. Sie kocht Ugali und Gemüse nur im Wasser, höchstens setzt sie dem Gemüse ein wenig Salz zu, wenn sie solches in einem glücklichen Falle auf der Mission geschenkt bekam, oder gegen „Pumba“ (die Kleie von Mais oder Mtama) dort einge-

tauscht hat. Das Ugali wird nun auf eine breite, selbstgeflochtene flache Bastschüssel getürmt und die bereits vor der Hütte harrende Familie setzt sich im Kreis um dieselbe. Ein oder mehrere Töpfchen Wasser zum Reinigen der Hände stehen nebenan. Nun greift jeder mit der rechten Hand zum Ugali, formt die Masse zu einem runden Klos, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein, fährt damit ins „Kitoweo“ (Gemüse) um die Höhlung zu füllen und im nächsten Augenblick verschwindet die Kugel hinter den blinkenden weißen Zahnreihen, um ihrem Bestimmungsort zugeführt zu werden. Alles geht sehr eilig und ohne viele Worte, denn bei der nur einmaligen Mahlzeit muß jeder sehen, zu seinem Recht zu kommen, und bei der bedeutenden Aufnahmefähigkeit des Negers ist die Portion selten zu reichlich. Trotzdem wird es nie geduldet, daß jemand mit beiden Händen zugreift, weshalb die rechte Hand kurzweg „mkono wa Kulia“ (die Hand mit der man ißt) genannt wird.

„Ist das alles?“ höre ich sie fragen, „essen die Neger denn kein Fleisch?“ O ja, recht gerne, lieber Leser, aber sie haben es nicht oft. Hier in Ost-Afrika gibt es nicht viele Stellen, an denen man Vieh halten kann, wegen der Tsetsefliege, die durch ihren Stich alles Rindvieh usw. dem langsamen Tode zuführt. Einige Ziegen und Fettschwanzschafe ist alles, was die Leute halten können. Doch diese dienen meist zum Verkauf, damit die Männer ihr „Kodi“ (Steuern) bezahlen können; und nur selten verirrt sich so ein Tier in den eigenen Kochtopf des Besitzers. Doch die Neger entschädigen sich dafür auf eine andere Weise. Vor allem sind es die Kinder, die in der Tier- und Insektenwelt allerhand Genießbares auskundschaften. Ein großer Leckerbissen ist für sie die geflügelte Ameise. Diese Tiere kommen, sobald es regnet, in großen Scharen aus der Erde. Sie entschlüpfen meist einem kleinen Loch, erheben sich mittels ihrer vier langen Flügelchen in die Luft, flattern eine Weile herum und fallen dann flügellos zu Boden. Sobald die Kinder sehen, daß die ersten Ameisen auffliegen, suchen sie sofort die Ausschlußstelle. Dort setzen sie sich um das glückbringende Fleckchen Erde, und es ist interessant, ihrem Treiben zuzuschauen. Mit beiden Händen greifen sie nach den Tierchen und führen die Beute sofort zum Munde. Da herrscht eine Regsamkeit, wie man sie sonst selten beim Schwarzen sieht. Dann greifen sie an den Kopf, dann an die Arme, die Beine, dann wieder auf den Boden, überall hin, wo sich eine Ameise niederläßt, und eine nach der andern wandert ungewaschen und ungeschoren ohne Salz und Schmalz in den Kindermagen. Dabei leuchten die Gesichter vor Behagen, und immer hört man wieder „chakula tamu“ (gutes Essen). Manchmal zanken sie mit Hühnern und Vögeln um die Mahlzeit, denn auch diese drängen sich zum

Neger

Loch und suchen die Ameisen zu erhaschen. Sehen die Kinder von der Schule aus solche Ameisen fliegen, dann ist's mit aller Aufmerksamkeit zu Ende, denn der Mund wässert ihnen beim Anblick dieser Leckerbissen. Am besten läßt man sie dann für ein Viertelstündchen hinaus, damit das gute Essen nicht verlorengelht.

Sehr gesucht von den Negern ist ferner die Feldmaus. Sie ziehen auf Abständen Furchen in den Erboden und werfen in dieselben etliche Maiskörner. Wehe dem Mäuschen, das seiner Naschhaftigkeit nachgibt! Denn in der Nähe lauert der gewandte Jäger, der mit wohlgezieltem Speerwurf dem kleinen Dieb das Handwerk legt. Oder die Neger stellen künstlich gefertigte kleine Fallen von Bambusrohr, in welche die Mäuse durch ein Stückchen Mhogo gelockt werden. So praktische Mausefallen wie hier sieht man nicht einmal in Europa. Übung macht eben den Meister, und würden die Europäer sich auch so für Mäusebraten begeistern wie die Neger, dann würden sich wohl dort auch die Erfindungen auf dem Gebiet der Mausefallen mehren. Ist der Neger der Ansicht, daß die Fleischportion reicht, so zieht er mit seiner Beute heim. Zu Hause wird jede Maus an einen Spieß gesteckt, abgefengt und gebraten. Fragt man den Neger, warum er sie denn nicht ausnehme, so sagt er: „Warum? dann bleibt ja nichts mehr übrig!“

Auch dem Fischfang sind die Schwarzen gar nicht abgeneigt. In der Nähe kleiner oder größerer Flüsse suchen sie mit ihren primitiven Angeln und Netzen derselben habhaft zu werden. Auch gehen die Kinder fleißig Krebse suchen, deren es viele in dem Felsgeröll der Bergflüsse gibt. Frösche aber mögen sie nicht, und als einmal ein hochwürdiger Herr Vater ihnen sagte, Froschschenkel seien in Europa Leckerbissen, da entsetzten sie sich, spuckten auf den Boden und sagten: „Bah, was sind die Europäer für Leute!“ Andere Länder, andere Sitten!

Eine schöne Regel der Gastfreundschaft besteht bei den Negern, die auch in Europa zur Nachahmung empfohlen werden könnte. Kommt man in ein Dorf oder an eine Hütte, wo eben die Mahlzeit gehalten wird, so wird man sofort zu Tisch geladen und wäre man auch ein ganz Fremder. „Karibu“ (tritt näher) schallt es einem sofort entgegen und man erhält seinen Platz an der großen Schüssel. Man darf dann der Sitte gemäß nicht abschlagen, und muß wenigstens etwas probieren. Diese Regel wird beobachtet selbst zur Zeit der Hungersnot, und eher geht einer ganz von der Mahlzeit fort, um seine Portion dem Fremden zu überlassen, als daß er dagegen verstößt. Der Magen eines Negers ist eben unergründlich. Hat er zu essen, so kann er unglaubliche Mengen vertilgen, hat er nichts, so kann er hungern, daß man wieder staunen muß.

„Amri, na Mungu“, „Es ist so Schickung Gottes“, lautet sein Trostwort, mit dem er sich über alles hinweghilft.

III. Wie sie sich kleiden.

Heutzutage spricht alles von der Mode. Da möge es mir gestattet sein, die verehrten Leser auch einmal mit afrikanischen Moden bekannt zu machen. Ja, auch die Neger haben ihre Moden, doch wechseln dieselben glücklicherweise nicht so oft als in Europa, und dann sind es mehr die Männer als die Frauen, die sich damit befassen. Für gewöhnlich brauchen die Schwarzen als Kleid nur ein einziges Tuch von ca. 2 Meter Länge, „chuka“ genannt. Dieses Tuch hat viele praktische Seiten und dient neben seiner Bestimmung als Kleid noch verschiedenen anderen Zwecken. Trägt es der Vater oder ein Sohn, so wird es um den Körper geschlungen, über der Brust gekreuzt und die 2 Zipfel werden im Nacken zusammengeknotet, die Frauen befestigen es unter den Armen. Die Tücher sind in den meisten Familien „Gemeintuch“, und was heute der Papa anzieht, damit schmückt sich morgen die Mama und übermorgen Sohn oder Tochter. Hat der Neger eine Last zu tragen, so rollt er das Tuch zusammen wie eine Art Ring und legt es unter die Last auf den Kopf, um sein Haupt zu schützen, ebenso windet er geschickt einen Turban davon, wenn die Sonne zu heiß auf den Krauskopf brennt. Geht die Mutter aus, so muß Baby mit und wiederum ist es die „chuka“, womit sie sich ihren Liebling auf den Rücken bindet. Sobald es dem Neger etwas besser geht, leistet er sich ein Hemd. Dasselbe wird dann über der „chuka“ getragen: Sehr beliebt und ziemlich allgemein wird heutzutage der „Kanzu“, ein von den Arabern stammendes langes, wallendes Gewand von weißer oder brauner Farbe, das bis auf die Füße hängt. Die Männer sehen sehr ordentlich, fast patriarchalisch darin aus. Nichts aber gefällt dem Neger mehr, und nichts schätzt er höher als irgendein europäisches Kleidungsstück. Wo er das erwischen kann, muß es über allen anderen Kleidern prunken, ganz gleich, was es ist, eine Weste oder eine Damenbluse. Eine Weste oder eine Damenbluse nennt er „nussu Koti“, „halben Rock“. „Fortgeschrittene“ haben es auch schon zu einer Hose und einem Rock, ja selbst zu Strümpfen und Schuhen gebracht, in denen sie einherstolzieren, als gingen sie auf Eiern. Es ist nun Neger Sitte, alle Kleider, die er hat, zugleich anzuziehen. Dabei wird die Sache so eingerichtet, daß der ganze Reichtum sichtbar ist. Das längste Kleidungsstück kommt unten, und die anderen reihen sich der Kürze nach an. So sieht man meistens Sonntags die jungen Burschen folgendermaßen gekleidet: bis auf die Füße hängt die chuka oder eine Hose, darüber ein Hemd, über dies ein kürzeres Hemd, und über alles der Knalleffekt, die Weste oder Damenbluse, oder chuka, Hemd, kanzu und darüber die Weste. Ist aber jemand ein paar alter Hosenträger habhaft geworden,

dann muß die Weste zu Hause bleiben und diesem, in den Augen des Negers „einzigem“ Schmuckstück, Platz machen. Wenn man ihm ein Taschentuch schenkt, wird dasselbe jedoch nie zu seinem Zwecke gebraucht, sondern dient nur als Zierat. Er kann nicht begreifen, wie wir Europäer so ein Prachtstück in die Tasche stecken können; das scheint ihm unerhört. Entweder bindet er dasselbe im Zipfel um den Hals oder vor der Brust ins Hemdknopfloch oder, wenn er eine Hose trägt, so wird es außerhalb der Hosentasche befestigt, und weht dann wie ein Fähnchen im Winde.



Christenfrau aus Ost-Afrika. Zu beachten ist die Haartracht.

Die Frauen sind viel einfacher und kommen Sonntags in schönen bunten Tüchern, von denen sie das eine unter den Armen befestigen und das andere um die Schultern schlagen. Hals und Arme sind reich und schwer mit bunten Glasperlen geschmückt. Die Wataita, ein Negerstamm in Bura, tragen z. B. ungefähr 7 Pfund Perlen um den Hals. In den Ohren haben unsere Leute bunte Papierrollen als Schmuck. Schon die kleinen Mädchen lassen sich die Ohren durchstechen, doch nicht wie in Europa mit einem Löchlein, nein, hier gehören in jedes Ohr 3 Löcher, eins ins Ohrläppchen, eins in der Mitte und eins oben. Anfänglich stecken sie dünne Hölzchen hinein und allmählich immer dickere, bis die Löcher ausgeweitet sind, daß drei Papierrollen, jede von der Größe eines Markstückes, Platz darin haben. Die Ohren erhalten dadurch eine ganz unnormale Größe und wirken direkt häßlich. Doch was ist da zu machen? Die Mode ist auch in Europa heutzutage häßlich, aber

— es ist mal Mode, und sie findet hier wie dort ihre Liebhaber und Anhänger.

Der Haarschmuck ist verschieden. Die meisten lassen das Haar wachsen wie es der liebe Gott gibt. Von Zeit zu Zeit wird der Kopf mittels einer Glasscheibe abrasiert und dann mit Fett und Ruß eingerieben. So angestrichen kommt sich die Negerdame ungemein schön vor, denn der ganze Kopf glänzt wie eine Bratpfanne. Andere flechten das Kraushaar in lauter kleine Zöpfchen, die sich von der Stirn bis zum Nacken in schön geordneten Reihen hinziehen. Ein solch frasierter Frauenkopf sieht einer halben Melone gar nicht unähnlich, mit dem Unterschiede jedoch, daß diese grün oder gelb und jener pechschwarz ist. In der Kunst des Frasierens sind auch die Männer wieder den Frauen voraus; doch hier wechselt die Mode in etwa mit der Stammangehörigkeit. Während einige den Kopf auch abrasieren, scheeren andere nur den unteren Teil vom Nacken bis zu den Ohren und geben dem oberen Kopshaar verschiedene Formen. Andere Stämme, wie die Wagogo und Wamasei haben eine recht künstlerische und zeitraubende Frisur. Sie flechten das Haar in Stränglein so dünn wie Bindfaden und drehen, oder besser, kleben darauf mittelst roter Erde alles zu einem langen, spizen Zopf zusammen. Wenn sie einem so begegnen, das Gesicht ebenfalls rot und weiß bemalt, einige Straußensfedern im Haar, mit Schild, Speeren und Stöcken, so könnte man bange werden, wenn man nicht wüßte, daß sie gefährlicher aussehen als sie sind.

Waschen und Ausbessern der Kleider machen dem Neger nicht die meiste Sorge. Sagt man ihm: „Warum bist Du so schmutzig und zerrissen?“ so lautet die Antwort: „Mama, gib mir Seife, Faden und Nadel!“ Wenn dann alles bereits ausgeleilt ist, was gute Leute von Europa uns schenkten, so läßt man aus leicht begreiflichen, ökonomischen Gründen das Fragen sein. Die Kleider werden angehalten, bis sie verschliffen sind und man vor lauter Lumpen die ursprüngliche Form nicht mehr herausfindet. Die längsten Fäden knotet er wieder zusammen, und es entsteht zuletzt ein Gezottel, in dem 7 Katzen keine Maus mehr fangen können. Ist jedoch mal einer der glückliche Besitzer einer Nähnadel, so dreht er sich von Sisal oder Gras selber den Faden, und dann näht er sich alles mögliche zusammen. Oft habe ich mich schon wundern müssen über den praktischen Sinn, der dann zutage tritt. Von einem Stück Sack oder Stoff wird eine Mütze fabriziert, von alten chukas gibt's Hemden und selbst Hosen, — natürlich nach eigenem Fasson, doch was verschlägt's — man freut sich, daß wenigstens der Eifer da ist, mit der Zeit wird auch mal das Material kommen.

Es ist schon 3 Jahre her, da begegneten wir bei den Hüt-

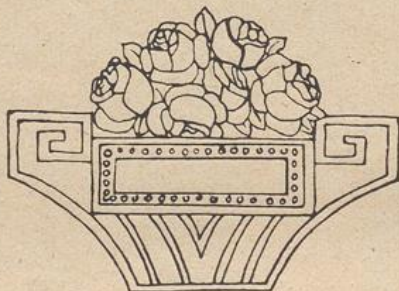
tenbesuchen am Sonntagnachmittag einem alten Großväterchen. „Was hat er doch an?“ dachte ich mir, „solch ein Kleidungsstück habe ich doch noch nie gesehen!“ Ich musterte ihn eine



Negerfrau aus Ufimi (Ost-Afrika).
Zu beachten sind die kupfernen Ringe um den Hals.

Weile und kam dann endlich dahinter. Sein Hemd war an den Schultern durchgeschliffen, sonst aber noch halberlei präsentabel. Als glücklicher Besitzer einer Nähnaedel hatte er sich zu helfen gewußt. Er drehte die Geschichte einfach um, nähte das Hemd unten zu, ließ ein Loch für Hals und Arme, schnitt die Schul-

terstücke vollends auseinander und zog es, so gewendet, an. Was der Sache ein so komisches Aussehen gab, waren die Ärmel, die nun statt oben, unten waren und nebenher baumelten. Ganz stolz auf seine Heldentat, schaute er um sich, als wollte er sagen: „Wer macht's mir nach?“ Schw. M. Ancilla.



Allerlei vom Kilimandjaro

Von Schw. Engelberta

Sine kleine Weile, da wirft schon die Nacht ihre schwarzen Schatten über das Land. Etwa eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang ist es Nacht geworden. Wenn aber der Mond voll und rund am Himmel stehet, dann ist das ganze Land von einem zauberhaften Glanz übergossen. Scharf und deutlich heben sich die Bergriesen ab vom Nachthimmel, von welchem hunderttausende silberblinkende Sternlein wie herzliche Engelsaugen herniederschauen. Klar und hell leuchtet auch die schneebedeckte Haube des Kibo, wahrlich ein imposanter Anblick. Können wir auch nicht wie bei Tage etwa 4—5 Tagereisen weit in die Steppe hinaussehen, so reicht das Auge in solch herrlicher Mondscheinnacht doch immer noch 2 bis 3 Tagereisen weit. Bei ganz klarem Wetter können wir sogar noch den Type-See, vom Mondlicht überstrahlt, wie ein silberschimmerndes Meer am Horizont leuchten sehen. Auch sieht man zuweilen die bläulich-silberweißen Lichtlein nächtlich dahinrasender Automobile von weither auftauchen und wieder verschwinden tief unten in der Steppe, und wir können dieselben bis zu unserem Seminar verfolgen. Dort sehen wir so traulich das Licht im Fensterchen des Schwesternhäuschens schimmern, leuchtende Lampen hin- und her-, aus- und einwandeln. Denn man geht in Ostafrika des Abends nicht ohne große Sturmlampe zur Haustür hinaus wegen der herumlaufenden wilden Tier, welche durch Licht aber schnell entfliehen.

An solchen wilden Mondscheinabenden halten wir Schwestern in Kilema die Rekreation auf „Deck der Tanganyka“ — so

wird nämlich die Veranda des 1. Stockes unseres trauten Schwesternhäuschens genannt; es sieht wirklich aus, als säße man auf dem Schiffe — vor uns die Steppe wie ein Meer, die Tiefe dunkel wie Meeresgrund, und in den Schluchten leuchten und flattern die Glühwürmchen. Ganz stille ist es rings umher. Unsere Kinder sind in ihrem Hause; — die hütet der Leopard. Da wagt sich kein Mädchen heraus, — sie sitzen um ihr Feuerchen und braten sich Bananen. Jetzt fangen die jungen Schwestern zu singen an, süß und sanft klingende Lieder. Leise, ganz leise tönt es, wie in den Lüften die „Holsharfe“, das wundervolle, herzerhebende, zur Andacht stimmende Lied vom „Einbaum“.

Einjam treibt ein alter Einbaum,
Ruhig, stille liegt der See.
Purpurwarne Abendschatten
Färben des Gebirges Schnee.
Ernste, alte Klostermauern
Dämmern aus der Flut empor.
Und vom nahen Münster schallen
Glocken zu der Nonnen Chor:
Sempi terni fons amoris
Consolatrix tristium,
Pia mater salvatoris,
Ave virgo virginum.
Sanft sich wiegend, leis' verklingend,
Süß ersterbend kommt der Ton;
Luft und Wellen tragen leise
Seinen letzten Hauch davon.
Und der Hand entsinkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist's, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts.
Sempi terni fons amoris usw.

Wenn das Lied so sanft verklungen, meint man mit dem Schiffer im alten Einbaum das Gebet der Nonnen und ihr Ave-Glöcklein zu vernehmen. Natürlich muß auch das Seemannslied auf unserem Schiff an die Reihe kommen, das da heißt: „Mach dich bereit, mach dich bereit, wir segeln jetzt in die Ewigkeit.“ Am Schluß der Rekreation wird dann meist noch ein zur Andacht stimmendes Marienlied gesungen, wie „Ave Maria“, oder „Du bist die Mutter und ich dein Kind“. Ja, wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.

Alle sind gute Sängerinnen. Es kommt so recht aus glücklichen, frohbewegten Herzen. An der lieben Schwester Theonesta haben wir nun auch eine Geigenspielerin bekommen, und nun

kann es bald mit Fiedel und Bogen noch besser werden. Schade nur, daß unsere gute Mutter Ubalda, welche von Kindheit an in Gesang und Spiel so wohl geschult, es noch nie zu einem kleinen Harmonium brachte. Das ist auch so ein Missionsopfer, wie so viele andere, welches sie aber freudig dem Herrn gebracht hat. Da muß sie halt im Geiste Klavier spielen und dabei die Lasten auf den Knien greifen. Eine liebe, herzengute Wohltäterin, die die Afrika-Tante gar so gerne hat, versprach uns eine Elektro-Taschenlampe, damit die Schwestern dann noch besser singen könnten, denn Noten und Liedertexte sind beim schönsten Mondenschein doch nicht gut zu sehen, und die frische Luft löscht zu oft das Kerzchen aus. So wird's ja immer schöner werden am Kilimandjaro!

Zuweilen, wenn des Abends die Luft auf der Tanganyka etwas zu rauh ist, liegt die bekannte Afrika-Tante schon in ihrer Kabine und hört durch das Fenster dem süßen Engelsgefangen zu; da kommt ihr wohl so allerlei in den Sinn, — und „zur Himmelsheimat zieht's mich hin“, ist dann wohl meist der Schluß-Akkord.

Jetzt hört man die Klappstühle beiseite schieben; die Schwestern ziehen sich mit ihren ehrw. Obrigkeiten, nämlich mit Mutter Ubalda, wenn sie daheim ist — oft ist sie ja abwesend — und mit Schwester Oberin in ein anderes, abgegrenztes Plätzchen der Veranda zurück, wo sie ebenfalls in freier Luft vor dem Bilde der kleinen hl. Theresia, in ihren Betstühlen kniend, ihr Abendgebet verrichten.

Dann natürlich begibt sich jede in ihre Klappe, so haben die Schwestern nämlich auf dem Schiff die Ruhestätte gern genannt — auf jenem Schiffe, dem unser Häuschen mit der ringsherum laufenden Veranda und in seiner langen schmalen Gestalt, gleicht. Es ist die Tanganyka, das unvergeßlich schöne Schiff, welches uns die meisten Schwestern so glücklich und wohlbehalten ohne Sturm und Schiffbruch zu unserem Königsberg Kilimandjaro gebracht hat.

Wer von den freundlichen, jungen Leserinnen der kleinen Caritasblüten hätte jetzt wohl Lust, sich den Kilimandjaro selbst einmal zu ansehen? Ja, komm und sieh! Es wird dich nicht reuen!

In einem freundlichen Briefe der lieben Mutter Provinzialin Ubalda — sie ist nämlich schon mehrere Wochen auf Reisen, die jungen Schwestern zu besuchen, sagt sie: „Die lieben, jungen Schwestern fühlen sich sehr glücklich — keine will mehr in die Heimat zurück.“ Also muß ich doch wohl recht haben, daß es schön, sehr schön hier ist. Und wer wollte es der Afrika-Tante nicht vergönnen, daß sie auch als alte Afrikanerin und fleißige Schreiberin dazu noch einmal diese erfrischende Seereise machen dürfte, um den Kilimandjaro kennenzuler-

nen? — Wie könnte ich Euch denn sonst etwas von ihm erzählen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte?

„Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen.“

Und nun folgt mir in die Steppe! Der Wildreichtum der Kilimandjarosteppe hat außerordentlich abgenommen. Während früher große Herden von Antilopen verschiedenster Art, von Zebras, Straußen und Giraffen dort weideten, hat sich die Tierwelt vor der Büchse der Weißen immer weiter zurückgezogen. Jetzt sind zwar wieder nach dem neuen Gesetze der Engländer strenge Maßregeln getroffen worden, wonach kein Wild, auch keine Löwen, Leoparden, Elefanten ohne besondere Erlaubnis geschossen werden dürfen und deshalb nimmt der Wildreichtum jetzt wieder etwas zu. Im Westen aber befinden sich noch größere Wildherden. Der Löwe ist seltener geworden. Der Leopard aber kommt noch öfter in die Nähe des bewohnten Landes, um sich über weidende Ziegen zu stürzen, ihr Blut zu trinken.

Von Schlangen gibt es verschiedene Arten am Berg, aber von Todesfällen durch Schlangenbiß hört man fast gar nichts.

Eine große Plage am Kilimandjaro sind die Wildschweine, welche die Erdfrüchte aus dem Boden wühlen, und die Hundsaffen, die besonders die Maisfelder gern ausräubern, wenn diese während des Reifens der Frucht nicht gehörig bewacht werden. Die größten Feinde des Menschen und seiner Arbeit sind zahllose Kleintiere. Weiße Ameisen und Bohrkäfer zerfressen das Holzwerk der Hütten und Lehmhäuser; der Sandfloh ist eine greuliche Plage. Das winzige Tierchen sitzt im Staube, setzt sich an die Füße und beißt sich gern in die Haut unter den Nägeln ein. Man muß es mit Dornen und Nadeln herausbohren, um schlimme Entzündungen zu verhüten. So ein Sandfloh ist wirklich ein böses Tier. Man kann sich kaum retten vor ihm; überall findet er Eintritt durch das beste Schuhwerk, ganz gleich, ob man barfuß ist, oder wohlbekleidete Füße hat. Und verstellen kann er sich. Erst hält er sich so ruhig, als ob er gar nicht da wäre — auf einmal aber fängt er zu jucken an. Man kann aus Erfahrung sprechen und doch sieht man selbst noch nichts. Fest sitzt er im Fleisch, hat schon ein ganzes Nest voll Eier gelegt und sich breit gemacht. —

Die Eingeborenen wissen ihn schnell zu finden, sie wissen, wo der Haß im Pfeffer liegt, sie bohren den winzig kleinen Übeltäter vorsichtig, fast schmerzlos heraus.

Anfangs bekommen die meisten Schwestern ganze Geschwüre an den Zehen, weil sich das boshafte Kerlchen einfach so lange still verhalten hat, daß sie nicht merkten, daß der Herr im Hause war. Dann aber gibt's Schmerzen, wenn die Geschwürchen sich bilden. Bei meiner Wenigkeit war er nicht so frech;

er hatte offenbar zuviel Respekt vor der langjährigen Südafrikanerin. — Geschwürchen macht er mir nie, besuchen tut er mich öfters, aber er muß sofort heraus, bevor er sich noch recht einquartiert hat. Auch wagt er bei mir nie in Gesellschaft zu kommen, während er bei unserer lb. Schwester Domitilla das erste Mal gleich mit vier Helfershelfern herangerückt kam und zum zweitenmal zu sieben aufmarschierten, die Festungen ihrer kleinen Zehe bestürmten, so daß man überhaupt nicht mehr sehen konnte, ob es eine Zehe oder ein regelrechtes Sandflohnest sei.

O, der Sandfloh! Diesem Tierchen wünschte ich wirklich einmal, daß es ihm so schlecht ginge, wie seinem großen gewöhnlichen Bruder Floh, welchen ich vor mehr als 40 Jahren in Wien, und zwar im berühmten „Prater“ (größter Belustigungsort der fröhlichen Wiener) in einem Zirkus sah. Dieser Floh wurde nämlich in einer runden Schachtel gezeigt, der Deckel war mit Glasverschluß (Vergrößerungsglas), so daß man ihn gut sehen konnte — wie er, eingespannt in ein winziges, goldenes Wägelchen, rasend herumsprang. Hah! wie da die Wiener Kinder lachten, und ich hatte damals ein so gutes Herz, daß mir der arme Floh, als Pferdchen eingespannt, leid tat. Heute aber wünsche ich dem boshafsten, kleinen Sandfloh dasselbe grausame Schicksal. — Verdienen täte er es schon! Wieviel müde Missionare hat er schon geplagt und wandernden, bergsteigenden Missionschwestern den Weg noch saurer gemacht, als er ohnehin schon durch den heißen Sonnenbrand ist. — Wievielen schwarzen Kindern förmlich die Zehen zum Abfaulen gebracht — dieser kleine, lumpige Sandfloh! —

Eine schöne Geschichte das! — jetzt führt mich das einer Nadelspitze gleich winzige Floherl vom Kilimandjaro-Schneeberg bis in die gemütliche Wienerstadt in den lustigen Prater hinein. — Da sieht man wieder, was der Sandfloh fertig bringen kann, daß so 'ne ehrwürdige Matrone noch an den „Wiener-Prater-Floh-Zirkus“ denkt! —

Sehr böse Tierchen können auch die Ameisen sein, welche oft in einer einzigen Nacht großen Schaden anrichten und große Bücher, selbst starke Umschlagdeckel derselben halb aufessen. Man muß ihnen sofort den Weg versperren und alles von ihnen fernhalten, sonst werden Papier, Bilder, Fotos, Briefe, Bücher zerstört und gänzlich verdorben. Also gibt es halt überall gewisse Übel und Plagen.

Das Klima am Kilimandjaro ist im ganzen ein auch für den Europäer gesundes zu nennen, und zwar vor allem deshalb, weil die tückische Malaria nicht in jene Höhen dringt. —

Jahreszeiten gibt es eigentlich nur zwei; die heiße Zeit und die Regenzeit. Die erstere, in der auch zu gewissen Zeiten der Regen fällt — er fällt in den Tropen zu gewissen

Zeiten — ist die Saat- und Erntezeit; sie dauert von September bis zum Februar einschließlich. Die heißesten Monate sind Dezember, Januar und Februar.

In dieser Zeit verläßt der Europäer um die Mittagszeit nur notgedrungen das Haus und hat stets den Kopf mit dem Tropenhut bedeckt. Natürlich können Missionare und Schwestern das nicht immer durchführen auf ihren oft langen Wanderungen, jedoch sollen sie schon auf die größte Mittagshitze achtsam sein und sich nicht unnötig derselben aussetzen.

Schwüle Nächte kennt man am Kilimandjaro nicht, denn selbst in diesen Monaten bringen die Nächte erquickende Kühle.

Die große Regenzeit beginnt meist Ende März. Da ist der ganze Berg bedeckt von einer großen, schwarzgrauen Wolkenhaube. Wochenlang sehen wir die Sonne nur kurze Zeit. Gewaltige Regengüsse stürzen vom Himmel, dann ist wieder dichter Nebel, aber am meisten regnet es in der Nacht; bei Tage ist immer wieder eine Zeit, wo es freundliche Stunden gibt.

Wenn es regnet, nützt kein Schutz und Schirm, es gießt einfach wie in Kübeln von oben herab und es ist ein imposantes Bild, wenn die Leute alsdann doch im größten Regen noch zur Kirche kommen, jeder unter einem Bananenblatt das als prächtiger Regenschirm dient. In der Kirche selber bilden sich dann große Lachen, wo die armen Leute und Kinder stehen, denn das Wasser läuft von ihren Tüchern und langen Hemden herab. Der größte Regenguß hält hier in Kilema die Christen und selbst Katechumenen nicht ab vom Gottesdienst, und von weit her kommen sie ebenso gut wie an schönen trockenen Sommertagen. Alle Achtung vor solchem Fleiß, Eifer und dem religiösen Pflichtgefühl unserer tapferen Wadschaggas!

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Anekdoten

Prompte Antwort. Ein glaubensloser Reisender neckte einst einen katholischen Hirtenknaben in der Schweiz am Abend des hochheiligen Fronleichnamstages wegen des allerheiligsten Altarsakramentes. Unter anderem fragte er den Knaben auch: „Warum bist du denn heute bei der Fronleichnamsprozession gewesen? Glaubst du denn wirklich, Christus könne ganz in einer so kleinen Hostie drin stecken?“ Unererschrocken antwortete sofort der Knabe: „Ich mein' grad' euer Verstand stecke noch an einem viel kleineren Orte, sonst müßt's euch klar sein, daß unser Herrgott alles kann.“

*

Kinder mund. Die Mutter: „Karl, hast du den ganzen Kuchen aufgeessen, ohne an deine Schwester zu denken?“ — Karlchen: „O nein, ich habe fortwährend an sie gedacht! Ich hatte nur immer Angst, sie würde kommen, eh' ich ihn aufgeessen hatte.“

Allerlei aus der Afrikanischen Schule

Ich stellte die Frage: „Wohin kommen die Seelen, die mit läßlichen Sünden behaftet sterben?“ Antwort: „Ins Fegfeuer.“ „Und die mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben?“ Antwort: „In die Hölle.“ Als ich dann weiter fragte: „Ja, wer kommt denn eigentlich in den Himmel?“ Da erhob sich ein baumlanger Kerl und rief mit kräftiger Stimme: „K'ena, Sifter“ (Ich, Schwester), was bei den anderen Schülern natürlich eine große Heiterkeit erweckte. *

In derselben Stunde meinte ein anderer Schüler, daß der liebe Gott den Menschen aus Lehm gemacht habe, das könne er gut verstehen, aber wie dieser Lehm zu Nama (Fleisch) geworden sei, das könne er nicht begreifen. Machten doch die kaffrischen Frauen auch Töpfe und Geschirre aus Lehm, aber in Nama (Fleisch) würden diese sich nie verwandeln. *

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bennhausen Mk. 21.—, Liborius; Kupferdreh Mk. 21.—, Maria; Borgentreich Mk. 21.—, Johanna; N. N. Mk. 42.—, Augustinus und Joseph Antonius.

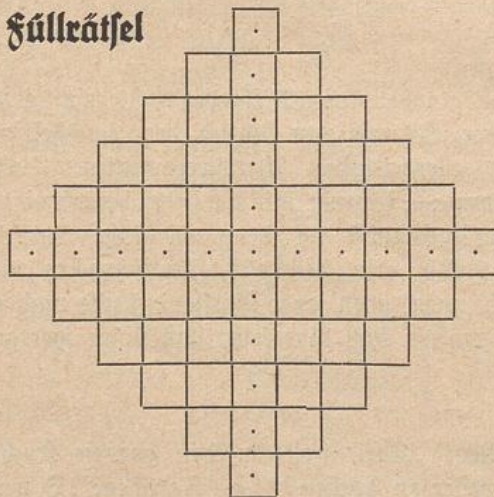
Für die Mission: Knapsack Mk. 5.—; Massenbachhausen Mk. 2.—.

Für die Missionschule: Freudenfier Mk. 3.—; Kiegelsberg Mk. 10.80.

Almosen: Bewelsburg Mk. 25.—; Gutenzell Mk. 5.—.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbarste Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließen dreimal täglich unsere Gebete für dieselben.

Füllrätsel



Mitlaut
Vorschlag
Mädchenname
Nahrung
Verbrannte Kohle
Afrikanische Stadt
Helle Nacht
Schmerzliche Krankheit
Singvogel
Die Schöpfung
Mitlaut

Der mittlere senkrechte und wagerechte Balken nennen eine unsern Lesern wohlbekannte Stadt in Natal.